

Feministische Theorie und Praxis der Autorität

Katrin Wille

Warum ist es nötig, erneut über Autorität nachzudenken? Der Begriff und die Erscheinungsformen von Autorität sind hoffnungslos problematisch und ein gutes Maß an Autoritätskritik gehört zu unserem Erbe der Aufklärung. Wer sich mit dem Geist von 1968 verbunden fühlt, der scheint dem Gegenbegriff des Antiautoritären verpflichtet zu sein. Vor diesem Hintergrund wirkt ein erneutes Nachdenken über Autorität wie eine konservative Wende oder gar wie eine ideologische Zuarbeit zu den Anliegen der »neuen Rechten«. Wer den Begriff anders als in kritischer Absicht verwendet, scheint demnach einem hierarchischen Gesellschaftsmodell anzuhängen und den Ruf nach starken Führungspersönlichkeiten zu unterstützen. Diese verbreitete Sicht der Dinge zeigt, wie hochgradig aufgeladen und polarisierend der Begriff »Autorität« heute ist und allein darin liegt ein wichtiges Motiv für theoretische Arbeit am Begriff »Autorität« und am phänomenalen Feld von Autoritätsbeziehungen. Studien zur Genealogie dieser Polarisierung können dazu beitragen, das Selbstverständnis unserer Gegenwart zu klären oder ideologische Vereinnahmungen des Begriffs zu kritisieren.¹ Sie können den Begriff aber auch freigeben für neue Zugänge und Aneignungen.

Das Anliegen der folgenden Überlegungen besteht darin, an der feministischen Neuaneignung des Begriffs und einer veränderten Praxis der Autorität mitzuwirken. Der erste Abschnitt verfolgt das Ziel, eine genealogische Perspektive auf die Verwendungen des Begriffs »Autorität« einzunehmen. Dazu liegen mittlerweile einige Studien vor, an die ich hier anschließe (*Zur Genealogie der Autorität*). Thema des zweiten Abschnitts ist die Arbeit am Begriff »Autorität«. Dazu gehören sowohl treffende Abgrenzungen zu benachbarten Begriffen wie die Klärung des kategorialen Status von Autorität als Beziehung und nicht als Eigenschaft (*Arbeit am Autoritätsbegriff*). Der

¹ Dies leisten beispielsweise die in folgendem Band versammelten Studien: Kohns, Oliver/ van Rahden, Till/Roussel, Martin (Hg.), *Autorität. Krise, Konstruktion und Kontinuität*, München 2016.

dritte Abschnitt widmet sich der wichtigen Frage einer Pragmatik der Autorität. Dafür kann an den Beitrag der Philosophinnengemeinschaft Diotima angeknüpft werden, die in den 1990er Jahren an einer veränderten Praxis (weiblicher) Autorität gearbeitet hat (*Zu einer veränderten Praxis von Autoritätsbeziehungen*). Dies ermöglicht es im vierten Abschnitt, Erfahrungen von Frauen mit den Schwierigkeiten der Selbst- und Fremdzuschreibung von Autorität zu artikulieren. Dafür wird eine paradigmatische Situation aus dem akademischen Lehraltag entworfen (*Erfahrungen artikulieren*).

Zur Genealogie der Autorität

Das geschichtliche Problemfeld dieses Begriffs ist die Frage nach der Legitimität und Glaubwürdigkeit von Machtansprüchen als Reaktion auf revolutionäre und demokratische Umbrüche im späten 18. und frühen 19. Jahrhundert. Auf diese Frage wurden in dieser Zeit sehr verschiedene, teils gegensätzliche Antworten gegeben. Erst im 19. und frühen 20. Jahrhundert wuchs dem Begriff »Autorität« die Funktion zu, historische Gesellschaftsformen, allen voran die römische, zu charakterisieren. Der Begriff ist also weniger eine Selbstcharakterisierung früherer hierarchischer Gesellschaftsformen als eine Rückprojektion und eine Kontinuitätskonstruktion. Der Altertumswissenschaftler Richard Heinze, dessen Arbeiten aus den 1920er Jahren dafür eine entscheidende Rolle spielten, hat sich mit seiner Weise, eine Geschichte der Kontinuität zu erzählen und begriffsgeschichtliche Linearität zu behaupten, weitgehend durchgesetzt.² Selbst Hannah Arendt übernimmt und untermauert diese Erfindung des frühen 20. Jahrhunderts in den begriffsgeschichtlichen Passagen ihres vielzitierten Aufsatzes *Was ist Autorität?*³ In dieser Funktion, die eigene Geschichte zu erzählen, schillert der Begriff zwischen Ablehnung und Faszination. Den einen wird Autoritätskritik zum modernen Selbstverständnis, die anderen plädieren für eine Restitution. Diese Polarisierung hat sicher mit den Studien zum autoritären Charakter in der Frankfurter Schule und den Versuchen, Familien- und Erziehungsbeziehungen in Kommunen und antiautoritären Kinderläden radikal zu demokratisie-

ren, ihren Höhepunkt erreicht. Die prominent gewordene Figur des autoritären Charakters ist aus den kreativen Allianzen zwischen linkshegelianischen dialektischen Gesellschaftsanalysen und psychoanalytischer Theorie bei Max Horkheimer, Theodor Adorno und Erich Fromm entstanden, deren diagnostische Kraft auch für unsere Tage nicht erschöpft zu sein scheint. In diesem Zusammenhang gehört die programmatische Formel von der antiautoritären Erziehung, deren Entstehungskontext Kinderläden und Kommunen der späten 1960er und 1970er Jahre waren. Die Formel steht für die Forderung, den autoritären privaten Raum zum Politikum zu erklären, der in der damaligen Presse auffällig viel Sympathie entgegen gebracht wurde (eine Ausnahme stellt die Bild-Zeitung dar).⁴ Auch dies ist ein überraschender Befund von genealogischen Studien, hat sich doch heute eher die damalige Selbstdarstellung der »Antiautoritären« durchgesetzt, die breite Bevölkerung und deren Presse hätten Idee und Praxis des »elastischen Familienverbandes« bekämpft. Die Polarisierung zwischen »Autoritären« und »Antiautoritären« prägt immer noch den Geschmack und die Atmosphäre, die den Begriff »Autorität« heute umgibt und es stellt sich die Frage, aus welchen Gründen und Motiven eine Neuneignung und begriffliche Neuperspektivierung geboten sein könnte.

Arbeit am Autoritätsbegriff

Ich will dafür plädieren, dass der Begriff »Autorität« einer Neuauxentrierung bedarf, weil er für feministische Anliegen einerseits eine diagnostische, andererseits eine theorieproduktive Kraft hat: Frauenbewegungen und Gleichstellungspolitik haben ohne Zweifel große gesellschaftliche und politische Veränderungen der Geschlechterverhältnisse und der Situation von Frauen und Mädchen bewirkt. Kompetenzen, die in westlichen Gesellschaften gebraucht werden, sind erworben, exzellente Leistungen sind erbracht. Frauen sind aus dem Berufsleben nicht mehr wegzudenken und füllen auch verantwortungsvolle Positionen aus. Aber mit der Selbst- und Fremdzuschreibung von Autorität hapert es gewaltig. Frauen wird allzu oft deutlich weniger oder gar keine Autorität zugeschrieben. Das erleben nicht nur Dozentinnen an ihren ambitionierten männlichen Studierenden, sondern auch Journalist:in-

2 Vgl. Kohns, Oliver: Autorität vs. »auctoritas«. Diskurse historischer Kontinuität im 20. Jahrhundert, in: Kohns/van Rahden/Roussel (Hg.), *Autorität*, S. 211–227.

3 Vgl. Arendt, Hannah: Was ist Autorität?, in: dies., *Zwischen Vergangenheit und Zukunft. Übungen im politischen Denken I*, München 1994 [1956], S. 159–200.

4 Vgl. van Rahden, Till: Eine Welt ohne Familie. Der Kinderladen als ein demokratisches Heilsversprechen, in: Kohns/van Rahden/Roussel (Hg.), *Autorität*, S. 255–281.

nen, Ärztinnen, Juristinnen. Autorität hat ein Geschlecht und das ist eindeutig männlich. Autoritätskonstruktionen sind intersektional zu thematisieren, denn die traditionelle Überschneidung mit den Kategorien Geschlecht und Rasse gilt bis heute. Autoritäten sind männlich und weiß. Der Varer dient als Urmodell der Autorität. Die symbolisch männliche Konnotation von Autorität entfaltet nach wie vor enorme Wirkung in Selbstenwürfen von Mädchen und Jungen, in der Gestaltung von Paarbeziehungen und bei Berufswahl und Kindererziehung. In unseren Zuschreibungsgewohnheiten von Autorität lagern geschichtliche Erinnerungen, die sich oft auf der Ebene von leiblichen Reaktionen Ausdruck verschaffen. Das Katheder, der Chefessel, die Uniform einerseits und der weibliche Körper, die weibliche Stimme andererseits haben (noch) keine Passung. Die männliche Symbolisierung von Autorität scheint mir ein Schlüssel für die derzeitige Situation von Frauen in westlichen Gesellschaften zu sein, weitgehend in formaler Gleichheit der Geschlechter zu leben und informell immer noch eine Fülle von Diskriminierungserfahrungen zu erleben.

Viele Diskriminierungserfahrungen haben damit zu tun, dass Frauen keine oder deutlich weniger Autorität zugeschrieben wird. Phänomene wie *Mansplaining*, also die von Rebecca Solnit so treffend beschriebene Erklärungswut vieler Männer, kann als selbstverständliche Einnahme einer Autoritätsposition von Seiten vieler Männer verstanden werden, die in ihrem Redeverhalten ständig darauf bedacht sind, Formen der Überlegenheit gegenüber Frauen einzubauen. Das Gefühl der Berechtigung dazu hängt zusammen mit der dominanten, fast ungebrochenen Symbolisierung von Autoritäten durch Männer.

»Autorität« markiert also ein begriffliches und symbolisches Feld, das nicht oder nicht genügend feministisch angeeignet ist. Viele der Feministinnen, die im Zuge der 1968er gewirkt haben, haben es nicht für nötig gehalten, sich anders als kritisch mit dem Konzept der Autorität zu beschäftigen. Innerhalb der Logik der Polarisierung ist auch keine andere Position denkbar. Demgegenüber sind die feministischen Stimmen zu erinnern und zu stärken, die Theorie und Praxis der Autorität jenseits der verbreiteten Polarisierung neu erschließen wollen, wie die Philosophinnengemeinschaft Diorioma oder Rebecca Hanrahan und Louise Antony.⁵

⁵ Vgl. Diorioma: Jenseits der Gleichheit. Über Macht und die weiblichen Wurzeln der *Autorität*, hg. u. übers. v. Dorothee Markert und Anje Schrupp, Königstein im Taunus 1999 und Hanrahan, Rebecca/Anthony, Louise: Because I said so: Toward a feminist theory of Authority, in: Hyapatia 20, 4 (2005), S. 59–79.

Die Frage nach dem Geschlecht von Autorität gibt ein reiches phänomenales Feld ab, um Mikropraktiken zu beschreiben und der Frage »*Doing authority* – wie geht das?« näher zu kommen. Was *macht* eine, der Autorität zugeschrieben wird und was *macht* eine, die Autorität zuschreibt oder empfindet? Eine, die Autorität zuschreibt, hat die Bereitschaft, sich orientieren zu lassen, gibt der anderen Stimme Gewicht und begibt sich in gewisser Weise sogar in deren Hände, um an der Stärke und Erfahrung der anderen teilzuhaben. Doch wie geht es – und das scheint mir aus feministischer Sicht eine ausgesprochen wichtige Frage zu sein – sich eigene Autorität zuzuschreiben, sodass man selbst zu einer solchen wird, deren Wort und Verhalten Gewicht hat und die Andere in ihrer Entwicklung begleiten kann? Hier muss angesetzt werden, die (feministische) Neuaneignung des Begriffs »Autorität« und die Beschreibung der Mikropraktiken in Autoritätsbeziehungen haben gerade erst begonnen.⁶ Dafür scheint mir die kritische Arbeit am Begriff »Autorität« und die kategoriale Analyse grundlegend und orientierend für die Arbeit am Phänomen zu sein. Ich will im Folgenden einige wichtige Linien ziehen und dafür zunächst an Hannah Arendt anknüpfen.

Es ist auffällig, dass in den meisten, teilweise sehr verschiedenen Texten, in denen gegenwärtig der Autoritätsbegriff neue Aufmerksamkeit erlangt, auf einen Text Bezug genommen wird, der fast selbst als Autorität für das Nachdenken über Autorität gelten kann, nämlich Hannah Arendts schon erwähneter Aufsatz: *Was ist Autorität?*⁷ Für eine Neuaufwertung des Begriffs »Autorität« lässt sich an die Begriffsbestimmung von Hannah Arendt anschließen, mit der sie Autorität zwischen Gewalt auf der einen und Überzeugung auf der anderen Seite ansiedelt. Damit trifft Arendt eine Unterscheidung, die den besonderen Charakter von Autoritätsbeziehungen sichtbar werden lässt. Wo Zwang und Gewalt ausgeübt werden, haben Autoritäten versagt. Hier verläuft die erste Grenze. Da Autoritätsbeziehungen aber be-

⁶ Vgl. Landweer, Hilge/Newmark, Catherine: Schwerepunkte: Warum Autorität?, in: *Deutsche Zeitschrift für Philosophie* 65, 3 (2017), S. 470–519.

⁷ Dies gilt für den erwähnten von Kohns/van Rahden/Roussel herausgegebenen Sammelband, den von Landweer/Newmark herausgegebenen Schwerepunkte wie auch für den Band *Autorität im Wandel*, herausgegeben 2017 von Corinne Michalek Flick. In vielen Beiträgen des letztgenannten Bandes, die vor allem mit Blick auf Wirtschaftszusammenhänge und die politische Großwertentlage formuliert sind, wird für ein neues, integratives Verständnis von Autorität plädiert, das als Mischung aus Führung und Selbstverantwortung der Geführten präsentiert wird. Dabei bleibt es aber auf der Ebene von Appellen, die schal anmuten, vor allem, wenn vornehmlich von den Erfordernissen moderner Märkte her argumentiert wird.

sondere Beziehungen zwischen Ungleichen sind, verläuft die zweite Grenze zu den egalitäreren Praxisformen des Argumentierens und Überzeugens. Die weltanschaulichen Kämpfe, die um den Begriff »Autorität« ausgefochten wurden und werden, haben dieses *Zwischen* unterentwickelt gelassen oder schlichtweg gelehnt. Die restaurative Instrumentalisierung arbeitet nicht genug an der Grenze zwischen Gewalt und Autorität und die antiautoritäre Instrumentalisierung scheint einen solchen Zwischenbereich erst gar nicht zuzugestehen. Eine Neuzentrierung des Autoritätsbegriffs könnte diesen Zwischenbereich begrifflich und phänomenal ausloten.

Es ist eine wichtige Aufgabe, diesen eigenen Raum der Autoritätsbeziehungen und der Praxisformen von Autoritäten zu entwickeln. Aus historischen Strömungen wie den oben angedeuteten lassen sich wichtige Impulse dafür gewinnen: Autorität ist keine Eigenschaft von wenigen großen Persönlichkeiten, sondern Autorität ist eine Beziehung.⁸ Die Kategorisierung als »Ding« und Eigenschaft ist also irreführend, aber sie liegt vielen problematischen Praxisformen von Autoritätsbeziehungen zugrunde: Die Verherrlichung sowie die Verdammung von Autoritäten greifen nicht mehr, wenn diese kategoriale Formung thematisiert und ersetzt wird durch die Kategorie der Relation. Autoritätsbeziehungen sind also wesentlich *Beziehungen*, aber besonderer Art, nämlich Beziehungen der Ungleichheit und Ungleichwertigkeit – mit einer Differenz. Diese Differenz kann eine solche des Alters sein (älter-jünger) oder der Erfahrung (erfahrener-unerfahrener). Solche Differenzen setzen Kräfte frei, die in Autoritätsbeziehungen besonders zu gestalten sind. Diese Kräfte sind solche der Förderung und des Beitragens zum Wachsen. Eine Autoritätsbeziehung entsteht nicht dann, wenn eine Seite jünger und eine Seite älter ist, eine mehr und die andere weniger Erfahrung hat. Eine Autoritätsbeziehung entsteht dann, wenn ein Geben und Nehmen besonderer Art eintritt, wenn das Mehr an Alter oder an Erfahrung oder an Wissen für die andere zur Verfügung gestellt wird. Autoritätsbeziehungen sind machtförmig und dialogisch und deshalb veränderbar. Hierin liegt einerseits ihre

8 Dies zeigt beispielsweise Andrea Günter in ihrem Rückgriff auf einen Forschungsbericht von Max Horkheimer aus dem Frankfurter Institut für Sozialforschung: *Studien über die Autorität und die Familie*, Paris 1936, in dem Horkheimer sehr ausgewogen die produktiven wie auch die hemmenden Kräfte von Autoritätsbeziehungen reflektiert. Dies sind besonders weitreichende Passagen ihres Beitrags, in dem sie mit Horkheimer die Grundlinien einer »Metaphysik« der Autorität skizziert. Vgl. Günter, Andrea: Eine andere Philosophie wagen, in der Demokratie ankommen können: Relationalität, Autorität und Strukturwandel, in: Kohns/van Rahden/Roussel, *Autorität, Krise, Konstruktion und Konjunktur*, S. 229–251.

produktive Dynamik, da Autoritätsbeziehungen Entwicklungen durchlaufen, zu denen stabilere und instabilere, klare und krisenhafte Phasen gehören können. Genau deshalb gibt es aber immer die Möglichkeit der Entgleisung, der Überschreitung der Grenze hin zu Zwang und Gewalt. Die semantische Nähe zwischen »Autorität« und »autoritär« ist ein sprachlicher Ausdruck davon.

Autoritätsbeziehungen sind in einem bestimmten Sinne unbegründet, sie spannen ja gerade einen Raum zwischen Zwang und Gewalt auf der einen Seite und Überzeugung, Begründung und Argumentation auf der anderen Seite auf. Die konstruktive Arbeit an einer Neuzentrierung des Autoritätsbegriffs impliziert theoretisch deshalb auch eine Absage an die Allmacht der Begründung. Dies als Irrationalismus zu diffamieren, hieße, der skizzierten Polarisierung aufzusitzen, die gerade den begrifflichen und phänomenalen Zwischenraum leugnet, der in Autoritätsbeziehungen zur Geltung kommt. Zur Entwicklung dieses Punktes kann Jacques Derridas Schrift *Gezetzekraft. Der »mystische Grund der Autorität«* und der darin entwickelte Rekurs auf Michel de Montaigne dienen, von dem Derrida die Wendung vom »mystischen Grund« aufnimmt. In einem wesentlichen Sinne gründet Autorität in der *Autoritätsbeziehung* und nicht außerhalb derselben. Das Grundlose, Mystische ist dieser Aspekt von Zirkularität und Selbstbezüglichkeit. Dies bedeutet aber keine Vernebelung und keine Einführung transzendenter Kräfte. Vielmehr soll sich die Aufmerksamkeit auf das *Beziehungsgeschehen* selbst richten, das nicht aufgeht in historischen Entwicklungen und gesellschaftlichen Bedingungen und rationalen oder traditionellen Begründungen. *Autoritätsbeziehungen* realisieren eine Gewichtigkeit und eine Mächtigkeit, die aus dem Zusammenspiel zwischen Ausübungen sozialer und kultureller Funktionen, Einbettungen in Institutionen und vor allem Fremd- und Selbstzuschreibungen entstehen.

Autoritätsbeziehungen sind nicht auf bestimmte Bereiche wie den politischen beschränkt, sondern gehören mir zu den grundlegenden menschlichen Beziehungsformen, die sich in verschiedenen Bereichen je verschieden ausgestalten. Die Relationalität der Autoritätsbeziehung ist nämlich auch in anthropologischer Dimension zu entfalten. Menschen brauchen Autoritätsbeziehungen, weil sie relationale Wesen sind, weil sie in Abhängigkeitsbeziehungen stehen und orientierungsbedürftig sind. Dies gilt nicht nur für sehr junge Menschen, wie kleine Kinder, sondern für alle. Auch hierin liegt wieder eine kritische Implikation gegenüber anthropologischen und ethischen Ansätzen, die Autonomie, Selbständigkeit und Vernunftbegabtheit des Menschen einseitig betonen.

Zu einer veränderten Praxis von Autoritätsbeziehungen

Die kritische Aneignung des Autoritätsbegriffes ist ein feministisches Anliegen und fordert neben den skizzierten begrifflichen Weichenstellungen mikrokologische Beschreibungen und Analysen der problematischen Wirkungen traditioneller Zuschreibungen von Autorität in verschiedenen Feldern. Wie es gelingen kann, neue Bilder von Autorität wirksam werden zu lassen, kann sich in dem, was die oben erwähnte Philosophinnengemeinschaft Diotima die »Arbeit am Symbolischen« genannt hat, zeigen.

Die asymmetrische Beziehung der Autorität wird zu einem Kerngedanken in der konkreteren Gesprächspraxis und den theoretischen Beiträgen, die aus der Arbeit von Diotima hervorgegangen sind. Mit Autoritätsbeziehungen rücken Beziehungen der Ungleichheit in den Blick, nämlich der Ungleichheit zwischen Frauen, die sich genau wegen des graduellen Gefälles zwischen Erfahreneren und Unerfahreneren, Älteren und Jüngeren gegenseitig unterstützen und fördern können. Genauso wichtig ist aber auch die symbolische Arbeit an so etwas wie »weiblicher Autorität«, um die androzentrische Aufladung üblicher Bilder von Autoritäten zu vielfältigen. In diesem symbolischen Raum gilt es deshalb, die Ungleichheit zwischen den Geschlechtern gewissermaßen allererst zu betonen und Differenzen einzuzichnen. Das von der Frauenbewegung der 1970er Jahre abgelehnte, in der Gleichstellungspolitik der 1980er und 1990er Jahre nicht beachtete und deshalb auch in der Folge weitgehend unbearbeitet gebliebene Feld der Autoritätsbeziehungen ist ganz und gar männlich codiert und es wäre fatal, den produktiven Entwurf von Bildern weiblicher Autorität durch Neutralitätsforderungen abzuwehren. Neutralität ist gemäß der Analyse von Diotima der grammatische und semiotische Modus eines verschleierten Maskulinums.⁹ Die Praxis der Neutralität in der Alltagssprache wie in der (philosophischen) Weltdeutung besteht darin, aus der männlichen Sprache und der männlichen Perspektive auf die Welt den Geschlechterindex zu eliminieren und dies als allgemeine, alle Geschlechter umfassende Ebene der Gleichheit zu postulieren. Diotima teilt mit anderen Gruppierungen feministischer Kritik das Anliegen, die in dieser Praxis unsichtbar gemachte männliche Erfahrung aufzuzeigen, die sich in Spuren wie in Beispielen, Metaphern, vor allem aber in der theoretischen Präferenz

9 Vgl. Cavareto, Adriana: Ansätze zu einer Theorie der Geschlechterdifferenz, in: Diotima, *Der Mensch ist zwei. Das Denken der Geschlechterdifferenz*, Wien 1989, S. 65–102 und vgl. Tommasi, Wanda: Die Versuchung des Neutrum, in: Diotima, *Der Mensch ist zwei*, S. 103–125.

der Rückführung auf die Logik des Einen zeigt. Die Besonderheit von Diotima liegt nun in Folgendem. Die Gefühle der Fremdheit vieler Frauen in der Berufswelt, oft arrikuliertes Unbehagen aufgrund von hohem Anpassungsdruck und der Forderung, das eigene Frausein nicht einbringen zu dürfen, werden als Ausdruck einer Leerstelle gedeutet. Denn in der männlichen (und westlichen) Logik des Einen und der diese ausdrückende neutralen Sprache (des generischen Maskulinums) fehlen die Mittel für Frauen, zum Subjekt des Sprechens zu werden. Frauen kommen in der neutralen Sprache als Gegenstände, *über* die gesprochen werden kann, vor. Es fehlen aber eine Sprache und ein Denken, in denen Frauen *von sich her* denken und sprechen und sich zum Ausgangspunkt nehmen. Dieser Ausgangspunkt ist zunächst negativ, es ist ein *anderer* Ausgangspunkt, *nicht* der als universal gesetzte männliche. Es ist also von einer irreduziblen, gewissermaßen ersten, nicht noch in einer Gleichheit zu fundierenden Differenz her zu denken und zu sprechen. Die Geschlechterunterscheidung wird so zu einer anthropologischen Grundunterscheidung, deren Struktur asymmetrisch gedacht werden muss, um der Andersheit oder Alterität des Ausgangspunkts Ausdruck zu verleihen. Diese Andersheit denkt Diotima im Anschluss an Luce Irigaray radikal und die im feministischen Diskurs oft perhorreszierten Begriffe »Ungleichheit« und »Asymmetrie« werden produktiv vereinnahmt und umgedeutet.

Diotima stellt die entscheidende Frage, wie die Pragmatik einer solchen asymmetrischen Differenzlogik aussehen soll. Was bedeutet diese für das Alltagsleben der Frauen? Wie kann nun konkret *anders* gesprochen werden? Der Schlüssel dafür liegt in der Verschiedenheit zwischen Frauen. Nur in dem Räume geschaffen werden, in denen sich diese Verschiedenheit entfalten kann, in denen Frauen aufgrund dieser Verschiedenheiten in Beziehung zueinander treten, können Frauen *von sich her* denken und sprechen. Für die Erkundung und Erfindung dieses Sprechens und Denkens *von sich her* sind Beziehungen der Autorität zwischen Frauen besonders wichtig. Autoritätsbeziehungen ermöglichen es, dass Frauen, die jünger oder unerfahrener sind, sich Frauen, die älter und erfahrener sind, *anvertrauen*. Autorität wird als eine Praxis unter Frauen gedacht, die mit dem Wort *affidamento* (von ital. *affidarsi* sich anvertrauen) bezeichnet wird. Diese Praxis fordert und fördert die Verschiedenheit zwischen Frauen und führt nicht in Formen problematisch gleichmachender Solidarität oder in einander kleinhaltende Selbstzensur.

In dieser Praxis begehrt eine, die einer anderen Autorität zuschreibt, deren Vermittlung von Wissen, Erfahrung, Rat für die eigenen Schritte in der Welt. Diotima steht dafür, Räume für eine solche Praxis des *affidamento* zu

schaffen, aber auch begriffliche wie symbolische Arbeit zu leisten, um diese Praxis der Autorität begrifflich entwickeln zu können und sie symbolisch auszudeuten. Dafür sind Reliktdüren überlieferter Mythen nötig wie auch die symbolische Gestaltung von Grundbeziehungen zwischen Frauen, wie der Beziehung zwischen Lehrerin und Schülerin und der Beziehung zwischen Mutter und Tochter als Beziehungen zwischen Frauen, in denen Jüngere durch Vermittlung von Älteren in vielfältiger Weise »zur Welt gebracht« werden. Es braucht anschauliche Bilder für weibliche Verhältnisse von Autorität. Wie sprechen Frauen, denen Autorität beigemessen wird, wie gehen sie, wie halten sie sich? Die Zuschreibungen von Autorität an Männer mit tiefer Stimme, ausschreitendem Gang und aufrechter Haltung laufen automatisiert ab; fehlen diese sinnlichen Marker, ist die Zuschreibung von Autorität ungewohnt und fällt schwer.

Die Überlegungen von Dionima implizieren eine sehr grundsätzliche Kritik an der Politik der Gleichstellung. Gleichstellung zwingt die Frauen in eine die Perspektive der Männlichkeit verschleiende Welt der Neutralität, in der sie vielleicht reüssieren, nicht aber sich entwickeln können. Diese Konsequenz ist sicher ausgesprochen streitbar und kann leicht missverstanden werden. Denn damit wird natürlich weder der Meinung gespielt, der öffentlichen Raum sowie dessen verantwortungsvolle Positionen seien nichts für Frauen, im Gegenteil. Noch wird die Frau als ein Wesen mit spezifischen Eigenschaften beschworen. Vielmehr ist diese scharfe, die breit geteilte Auffassung von der Richtigkeit der Gleichstellungspolitik herausfordernde Kritik als Votum für einen anderen Schwerpunkt in der Geschlechterpolitik zu lesen, als Votum für eine entwickelte Praxis des *affidamento*.

Erfahrungen artikulieren

Mit den bisherigen Überlegungen sind zwei wichtige Schritte für die (feministische) Neaneignung des Phänomens Autorität geleistet. Erstens ist in kritischer Abgrenzung von üblichen Verwendungen ein Autoritätsbegriff skizziert, der eine spezifische Beziehung und keine Eigenschaft zum Ausdruck bringt. Zweitens lassen sich im Anschluss an Dionima Hinweise für eine Praxis gelebter Autoritätsbeziehungen entwickeln. Im dritten und letzten Schritt möchte ich einen Rahmen für die kritische Analyse und Beschreibung von Erfahrungen abstecken, die Frauen in ihrem beruflichen Alltag

aufgrund von Schwierigkeiten mit der Selbst- und Fremdzuschreibung von Autorität häufig machen.

Die beiden (analytischen) feministischen Philosophinnen Rebecca Hanrahan und Louise Antony diagnostizieren in ihrer Studie *Because I said so: Toward a feminist theory of Authority*, in der sie begriffliche Überlegungen mit eigenen Erfahrungen als akademische Lehrerinnen verbinden, ein *Paradox* der weiblichen Autorität.¹⁰ Wenn Hanrahan und Antony die Autoritätsfrage in einem Rahmen verorten, in dem verfügbare Überlegungen keine rational begründbare beste Antwort auf ein zu lösendes Problem nahelegen, eröffnen sie damit, ganz analog zu Hannah Arendt, auf die sie nicht verweisen, einen Zwischenbereich zwischen Gewalt auf der einen Seite und der rationalen Praxis des Gründe-Gebens auf der anderen Seite. Für Frauen ergibt sich nun bei dem Versuch, diesen Zwischenbereich durch Entscheidungen qua Autorität einzunehmen, die gerade nicht durch Gründe außerhalb dieser Entscheidungen gestützt sind, folgendes Problem:

Einerseits haben gerade Frauen in verantwortungsvollen Positionen ihre Rationalität unter Beweis zu stellen, um zu zeigen, dass sie der verantwortungsvollen Rolle würdig sind. Nun untergräbt aber gerade dieser Beweis ihrer Rationalität die Autoritätsposition. Denn wenn Frauen für jede Entscheidung Gründe geben und sie mit Gründen rechtfertigen, wird ihnen gerade deswegen keine Autorität zugeschrieben. Just dadurch geben sie zu, dass sie selbst nicht Grund genug für andere sind, der getroffenen Entscheidung gemäß zu denken und zu handeln. Stattdessen scheinen sie implizit zu meinen, dass ihre Entscheidungen von außen legitimiert werden müssen.

Mit diesem Paradox ist ein sehr wichtiger Punkt berührt, der die Notwendigkeit, aber auch die Schwierigkeit für Frauen anzeigt, Autorität anzueignen. Die Zuschreibungsgewohnheiten und deren Wirkung auf Frauen müssen in verschiedenen Situationen mikroskopisch beschrieben und analysiert werden, um verbrettere Gefahrdynamiken von Frauen artikulieren und verstehen zu können. Für die Artikulation der Erfahrungen von Frauen mit diesem Paradox der Autorität soll im Folgenden eine paradigmatische Situation skizziert werden. Die Arbeit mit Situationen ermöglicht es, verschiedene Beschreibungsdimensionen zu verknüpfen, nämlich die Perspektive der ersten Person und deren eigenes Erleben, die Darstellung von Interaktionsdynamiken wie auch die Wirkung von institutionellen Rahmenbedingungen. Ein wichtiger Gegenstand von Situationsbeschreibungen sind leibliche

¹⁰ Hanrahan/Antony: *Because I said so*, S. 74.

Spannungsbilder und deren Wirkung, denn individuell erlebte Spannungen und Empfindungen von Starre oder Scham wirken wie eine Bahnung von Ereignissen, durch die sich Interaktionsdynamiken wiederholen und gesellschaftlich vermittelte Körperbilder stabilisieren.

Eine Quelle für Situationen sind Erfahrungen Beteiligter und deren Erleben und Empfinden. Ich plädiere ganz entschieden dafür, eigene Erfahrungen als Ausgangspunkt zu nehmen und dabei die in der Philosophie vielfach kultivierte Abwehr und Scheu gegenüber der Thematisierung eigener Erfahrungen zu überwinden. Mit Erfahrungen zu beginnen, heißt nicht, in einer nur subjektiven und nur privaten Rede zu verharren, im Gegenteil. Genaue Situationsbeschreibungen ermöglichen es, die im individuellen Erleben wirksame Struktur erkennbar zu machen, die für ähnliche Situationen auch gilt, dadurch Aufklärung und Erkenntnis und eine reflexive Einstellung auf diese Art von Erfahrung zu erreichen wie einen Referenzpunkt für allgemeine Folgerungen zu gewinnen. Ich will dies an einer möglichen Lehrsituation zeigen, die an einem geisteswissenschaftlichen Institut an einer Universität beispielsweise stattfinden könnte:

Im ersten Teil einer Seminarsitzung geht es um die Diskussion eines bestimmten theoretischen Modells. Die Dozentin hat den Eindruck, dass das Modell in den Grundzügen verstanden worden ist, und da auf dem Programm der Seminaritzung noch einige offene Punkte stehen, gibt es einen guten Grund, im Stoff voranzugehen. Nun stellt eine Studierende eine Frage zu dem Modell, in der sie auf sehr subtile problematische Voraussetzungen aufmerksam macht. Die Dozentin ist erfreut über diese Nachfrage und lässt sich auf diesen Zuwachs an Komplexität in der Diskussion gerne ein und nimmt in Kauf, dass dafür mehr Zeit als zunächst gedacht nötig ist. Nun fühlen sich andere Studierende dadurch angeregt, ebenfalls weiterführende kritische Überlegungen anzustellen und die Dozentin ist nun in der Situation, entscheiden zu müssen, ob sie dem weiter nachgeht und die anderen Themen der Seminarsitzung für diesmal fallen lässt oder ob sie die Diskussion hier unterbricht und weitergeht. Es gibt Anzeichen dafür, dass die Stimmung in der Gruppe gespalten ist. Die, die die Fragen gestellt haben und die sich noch melden, schauen interessiert und erwartungsvoll, mehrere andere sind unaufmerksam und uninteressiert und warten ungeduldig, bis es in der Abarbeitung des Plans weitergeht. Die Dozentin spürt den Entscheidungsdruck und wird unruhig. Sie entscheidet sich nach einer Zeit, die Diskussion abzubrechen und fährt dafür recht ausführlich eine Reihe von Gründen an. Sie merkt sofort: Ihre Art, eigens Gründe dafür zu geben, schwächt ihre Autorität und schürt eine

Unzufriedenheit beider Gruppen von Studierenden mit ihrem Verhalten. Die Dozentin spürt, wie Scham in ihr aufsteigt, Scham, ihre Rolle nicht ausgefüllt zu haben. Sie meidet die Blicke der Studierenden und fühlt sich immer unsicherer, wie in der Sitzung mit dem Stoff und der Diskussionsintensität fortzuführen ist.

Diese kleine Szene ist ein Beispiel für Entscheidungssituationen, die im akademischen Alltag von einer lehrenden Autoritätsperson tagtäglich getroffen werden müssen. Zu einer möglichen Konkretisierung des Paradoxes der Autorität wird die Szene in dem Moment, in dem die Dozentin »recht ausführlich eine Reihe von Gründen« anführt. Wieso tut sie das in dieser Situation? Vielleicht würde sie theoretisch zustimmen, dass es nicht für alles Gründe braucht, dass es unangemessen ist, sich so schnell unter Rechtfertigungsdruck zu setzen und setzen zu lassen, aber besteht nicht immer die Gefahr des Missbrauchs von Autorität? Missbrauch von Autorität mit dessen Wirkungen wie übertriebene Ehrfurcht, gar Angst oder Unterwürfigkeit sind mit allen Mitteln zu vermeiden. Ist es da nicht sicherer, sich lieber um mehr als weniger Gründe für die eigenen Entscheidungen zu bemühen? Oder vielleicht will sie zeigen, dass sie ihr akademisches Tun zu jeder Zeit diskursiv reflektieren und rechtfertigen kann und damit eine unausgesprochene Anforderung an dieses berufliche Feld erfüllt? Vielleicht fehlt ihr aber auch das Gefühl einer Erlaubnis, kraft ihrer Erfahrung die Leitung der Studierenden-gruppe zu übernehmen. Die Scham, die sie empfindet, als sie die leisen Töne der Unzufriedenheit spürt, zeigt, dass diese letzte Dimension, die brüchige Selbstzuschreibung von Autorität, zumindest mit im Spiel ist.

In diesem fehlenden Gefühl der Erlaubnis, sich Autorität zuzuschreiben, mag der lange und aufwendig begründete historische Ausschluss von Frauen aus Positionen der Wissensvermittlung im Untergrund wirken und das Gefühl der Berechtigung diese Rolle einzunehmen, unterminieren. Viele Frauen haben ohne Zweifel Formen der Professionalität ausgebildet, aber die sind oft sehr leicht irritierbar. Werden solche Gefühle und Irritationen ausgesprochen, folgen häufig Reaktionen wie der Ratschlag, Professionalisierungsstrategien zu besuchen, oder es werden individualisierende Pathologisierungen vorgenommen. Jemand könnte sagen: »Das ist ein Problem einzeln, ich habe das Problem nicht, meine Freundin, die führt ein Unternehmen, hat es auch nicht, also hast du ein psychisches Problem und hältst an Deinem Leiden fest, und dann musst Du zur Beratung.« Beide Reaktionen treffen wichtige Aspekte des Problems, aber lassen doch den vielleicht interessantesten Zusammenhang unberücksichtigt. Derartige Empfindungen sind nie »nur«

individuell, sondern sind auch Feedbacks, Spiegel von kollektiven Einstellungen, geschichtlichen Tiefenströmen.

Um die artikulierten Erfahrungen von fehlender Berechtigung, Unsicherheit und Scham transformieren und nicht nur reparieren zu können, scheinen mir zwei Ansatzpunkte besonders wichtig. Der erste Ansatzpunkt lenkt zurück zur Praxis des *affidamento*, der Stärkung von Autoritätsbeziehungen zwischen Frauen und der symbolischen Arbeit daran. Wie müssten institutionelle Veränderungen aussehen, um diese Praxis zu realisieren? Welche Bilder von Autoritätsbeziehungen sollen vermittelt werden?

Der zweite Ansatzpunkt ist spezifischer und richtet sich auf die üblichen Praxisformen akademischen Arbeitens, die die Selbst- und Fremdzuschreibung von Autorität von Frauen in der akademischen Welt schwierig machen. Ich will dieses Forschungsfeld hier nur kurz für das mir vertraute Fachgebiet der Philosophie skizzieren. Gegenüber der Konzentration auf die philosophischen Inhalte und auf Begründungsfragen wird in der Philosophie das *philosophische* Nachdenken über die eigenen universitären (und außeruniversitären) Praxisformen vernachlässigt. Während es in der Antike und Spätantike viel üblicher war, in philosophischen Texten über die philosophische Rede, das philosophische Gespräch, den Beitrag der Stimme, das Lesen, Schreiben, Zuhören oder Lehren nachzudenken und dabei abstrakte Überlegungen zu Sinn und Funktion mit sehr konkreten Überlegungen zu Interaktionsdynamiken und deren weiblicher Dimension zu verbinden, sind solche Betrachtungen im modernen Selbsterständnis der Philosophie eher an angrenzende Wissenschaften abgegeben worden. Dies führte zu einer problematischen Verengung des Philosophiebegriffs und zu einer Blindheit gegenüber den eigenen Praxisformen, die aber die Inhalte und Methoden bekanntlich erheblich prägen. Es fehlen die philosophischen Methoden, diese Themen philosophisch zu reflektieren und zu gestalten. Um diese Leerstelle zu füllen, sind historisch-genealogische Untersuchungen nötig. Wiederanknüpfungen an antike Texte, die Erschließung von außereuropäischen Philosophietraditionen, in denen diese Verengung nicht vorgenommen wurde, die konkrete Beschreibung und Reflexion von Praxisformen und deren Rückwirkung auf Inhalte. Es ist eine Reduktion mit problematischen Folgen, wenn man meint, es müsse in der Philosophie nur um die Sache gehen und die *Formung der Sache* sei zweitrangig oder sogar gleichgültig. Wie müssten institutionelle Veränderungen aussehen, um das Nachdenken über die Praxisformen akademischen Arbeitens zu realisieren? Beispielsweise könnten Räume in der Lehre geschaffen werden, in denen das eigene Redever-

halten von Lehrpersonen und Studierenden thematisiert wird. Dafür gibt es verschiedene Möglichkeiten, direktere und indirektere. Eine indirektere Möglichkeit wäre die Einbeziehung von bestimmten Beispielen, um Probleme mit Autoritätszuschreibungen auf der Beispielebene aufzudecken zu lassen. Eine direktere Form wäre, das Experimentieren mit und Einüben von Praxisformen und das Nachdenken darüber selber zum Gegenstand des Curriculums zu machen.

Um die Interaktionsdynamiken von Autoritätsbeziehungen zu verstehen und gestalten zu können, sind Situationen wie die skizzierte aus verschiedenen Perspektiven durchzuspielen. Denn zu einer Beziehung der Autorität gehören die Selbstzuschreibung von Autorität auf Seiten der Autoritätsperson, die Zuschreibung von Autorität durch andere, sowie der symbolische Raum mit seinen verbleiblichen Zuschreibungsgewohnheiten. Dadurch kann die Leerstelle auffälliger werden, die das Paradox der (weiblichen) Autorität geradezu erzeugt.

Damit ist das theoretische Dreieck entworfen, das nötig ist, um erneut und anders über Autorität nachzudenken. Dazu gehören die Arbeit am Begriff »Autorität«, die Beschreibung und Analyse von Erfahrungen von Frauen mit Schwierigkeiten bei der Selbst- und Fremdzuschreibung von Autorität und schließlich der Entwurf einer veränderten Praxis von Autoritätsbeziehungen.

Literatur

- Arendt, Hannah: Was ist Autorität, in: dies.: *Zwischen Vergangenheit und Zukunft. Übungen im politischen Denken I*, München 1994 [1956], S. 159–200.
- Cavarero, Adriana: Ansätze zu einer Theorie der Geschlechterdifferenz, in: Diotima, *Der Mensch ist zwei. Das Denken der Geschlechterdifferenz*, Wien 1989, S. 65–102.
- Derrida, Jacques: *Gesetzeshieroglyphen. Der »mystische Grund der Autorität«*, übers. v. A. G. Düttmann, Frankfurt am Main 1991.
- Diotima: *Jenettis der Gleichheit. Über Macht und die weiblichen Wurzeln der Autorität*, hg. u. übers. v. Dorothee Markert und Antje Schrupp, Königstein im Taunus 1999.
- Flick, Corinne Michaela (Hg.): *Autorität im Wandel*, Göttingen 2017.
- Günther, Andrea: Eine andere Philosophie wagen, in der Demokratie ankommen können: Relationalität, Autorität und Strukturwandel, in: Oliver Kohls/Till van Rahden/Martin Roussel (Hg.), *Autorität. Krise, Konstruktion und Konjunktur*, München 2016, S. 229–251.

- Hannah, Rebecca/Anthony, Louise: Because I said so: Toward a feminist theory of Authority, in: *Hypatia* 20, 4 (2005), S. 59–79.
- Horkheimer, Max (Hg.): Studien über die Autorität und die Familie, Paris 1936.
- Kohns, Oliver: Autorität vs. »auctoritas«. Diskurse historischer Kontinuität im 20. Jahrhundert, in: Oliver Kohns/Till van Rahden/Martin Roussel (Hg.), *Autorität. Krise, Konstruktion und Konjunktur*, München 2016, S. 211–227.
- Kohns, Oliver/van Rahden, Till/Roussel, Martin (Hg.), *Autorität. Krise, Konstruktion und Konjunktur*, München 2016.
- Landweer, Hilge/Newmark, Catherine: Schwerpunkt: Warum Autorität?, in: *Deutsche Zeitschrift für Philosophie* 65, 3 (2017), S. 470–519.
- Tommasi, Wanda: Die Versuchung des Neutums, in: Diorima, *Der Mensch ist zwei. Das Denken der Geschlechterdifferenz*, Wien 1989, S. 103–125.
- van Rahden, Till: Eine Welt ohne Familie. Der Kinderladen als ein demokratisches Heilsversprechen, in: Oliver Kohns/Till van Rahden/Martin Roussel (Hg.), *Autorität. Krise, Konstruktion und Konjunktur*, München 2016, S. 255–281.
- Roussel, Martin: Zur Kritik der Autorität im »Erscheinungsraum« der Moderne (Fikur, Begriff, Gewalt), in: Oliver Kohns/Till van Rahden/Martin Roussel (Hg.), *Autorität. Krise, Konstruktion und Konjunktur*, München 2016, S. 41–73.

Reihe »Politik der Geschlechterverhältnisse«
Band 60

Herausgegeben von Ina Kerner, Cornelia Klinger, Eva Kreisky,
Andrea Malhofer und Birgit Sauer

Hilge Landweer, Catherine Newmark (Hg.)

Wie männlich ist Autorität?

Feministische Kritik und Aneignung

Hilge Landweer ist Professorin für Philosophie an der Freien Universität Berlin.
Catherine Newmark war 2007–2013 wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Philosophie der Freien Universität Berlin. Heute arbeitet sie als Kulturjournalistin, sie ist Autorin und Redakteurin u. a. beim Deutschlandfunk Kultur und beim Philosophie Magazin.

Campus Verlag
Frankfurt/New York

Inhalt

Das Geschlecht der Autorität – Atlasen und feministische Neubestimmungen: Zur Einführung	7
<i>Hilge Landweer und Catherine Neumark</i>	
»Der Neid ist ein Huhn, das seine Eier ausbrütet und so unsere heimlichen Wünsche warm hält«	19
<i>Luiza Muraro im Gespräch über die Politik des »affidamento«</i>	
Autorität im 20. und 21. Jahrhundert – Sozialwissenschaftliche und historische Perspektiven	
Die Autorität der Kanzlerin – Eine Annäherung	31
<i>Sylka Scholz</i>	
Was war die »varelose Gesellschaft«? Alexander Mitscherlich und die Debatte über Demokratie und Autorität	55
<i>Till van Rahden</i>	
Autorität, antiautoritäre Kritik und Autorisierung im Spannungsfeld von Politik, Erziehung und Geschlecht	87
<i>Meike Sophia Baader</i>	
Autorität im Richteramt und die »Feminisierung« der Justiz	125
<i>Friederike Bahl</i>	
Phänomenologie moderner Autorität – Sozialphilosophische Perspektiven	
»Autorität« als sexualisierte Dimension sozialer Beziehungen	153
<i>Ruth Großmajr</i>	

ISBN 978-3-593-50993-8 Print
ISBN 978-3-593-44046-0 E-Book (PDF)
ISBN 978-3-593-44047-7 E-Book (EPUB)

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen. Trotz sorgfältiger inhaltlicher Kontrolle übernehmen wir keine Haftung für die Inhalte externer Links. Für den Inhalt der verlinkten Seiten sind ausschließlich deren Betreiber verantwortlich. Copyright © 2018 Campus Verlag GmbH, Frankfurt am Main. Umschlaggestaltung: Guido Klitsch, Köln. Satz: publish4you, Engelskirchen
Gesetzt aus der Garamond
Druck und Bindung: CPI Buchbinder, Birkach
Printed in Germany

www.campus.de

Verdeckte Autorität – Moderne Gefühlsdynamiken.....	1
<i>Hilge Landauer und Catherine Neumark</i>	
Jovialität – Männliche Umgangsformen mit der eigenen Autorität. . .	15
<i>Philipp Wäschner</i>	
Gegenwärtige politische Herausforderungen – Von der neuen Rechten bis MeToo	
Rückkehr der Autorität? Auf der Suche nach der verlorenen (Geschlechter-)Normalität.	21
<i>Maren Wehrle</i>	
Politische Autorität heute – Zwischen demokratischem Ideal und neuerer Transzendenz.	24
<i>Simone Rosa Miller</i>	
»Nur nicht das Über-Ich«? Transformationen von Autorität in psychoanalytisch-kulturtheoretischer Sicht.	26
<i>Insa Härtel</i>	
Switchpoints of Power – Gender and Authorial Practices in #MeToo.	28
<i>Nancy Luxon</i>	
Feministische Aneignungen philosophischer Traditionen	
Das ambivalente Verhältnis von Autorität und Freiheit – Von Thomasius über Derrida zu Arendt und Muraro.	30
<i>Frauke A. Kurbacher</i>	
Autorität und Gerechtigkeit – Die Generationen- und Geschlechterdifferenz als genealogische Konstellation.	31
<i>Andrea Günter</i>	
Feministische Theorie und Praxis der Autorität.	343
<i>Katrin Wille</i>	
Autorinnen und Autoren.	359

Das Geschlecht der Autorität – Altlasten und feministische Neubestimmungen Zur Einführung

Hilge Landauer und Catherine Neumark

Wer über Autorität nachzudenken beginnt, wird schnell auf politisch und gesellschaftlich Zweifelhafes stoßen – und auf die Kritik daran. Von den autoritären Vätern des klassischen Patriarchats bis zu den Diktatoren und Autokraten des 20. und neuerdings auch 21. Jahrhunderts: Autorität scheint mit einer spezifischen Deformation von Macht- und Herrschaftsverhältnissen verbunden zu sein. Genau in diesem Sinne wurde sie auch Mitte des 20. Jahrhunderts zum Gegenstand eingehender theoretischer Untersuchungen, allen voran in den Studien über die autoritäre Persönlichkeit der Frankfurter Schule. Auch politische Bewegungen waren in den letzten Jahrzehnten oft motiviert durch Autoritätskritik, am prominentesten die Studentenbewegung der 68er Jahre, die den »Muff von tausend Jahren«¹ unter den Talaren² monierte und damit respektlos ihre Kritik an den bis dahin weitgehend unangefochtenen rechtlichen Autoritäten, von denen viele das Unrechtssystem des Nationalsozialismus unterstützten, auf den Punkt brachte.¹

Die Kritik der Autorität reicht freilich weiter zurück als in die Mitte des 20. Jahrhunderts: Man kann die gesamte Entwicklung der westlichen Gesellschaften und politischen Systeme seit der Aufklärung als großes Projekt der kritischen Auseinandersetzung mit überkommenen Traditions- und Autoritätsordnungen verstehen, und dies entspricht auch durchaus dem Selbstverständnis vieler der geistesgeschichtlichen und politischen Bestrebungen der letzten 300 Jahre.

Aber ist mit der Kritik auch schon die Autorität selbst verschwunden? Die Frage stellen, heißt sie verneinen. Unter und neben den Entwürfen, Projekten und Utopien egalitärer Gesellschaften, die für die Moderne charakteristisch sind, wirkt Autorität als Phänomen an vielen Stellen weiter – mal mehr, mal

¹ »Unter den Talaren – Muff von 1.000 Jahren« stand auf einem Transparent, das Studierenden am 9. November 1967 in der Universität Hamburg bei der Rektoratsübergabe öffentlich zeigten und damit auf die nationalsozialistischen Kontinuitäten in der Justiz der Bundesrepublik und auf das sogenannte »tausendjährige Reich« des Nationalsozialismus anspielten.